Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 96 (1970)
Heft: 21

Illustration: [s.n.]
Autor: Fehr, René

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

RIVALITÄT

Habe ich recht gehört? Willy Brandt sagte am Tag der Erinnerung an das Kriegsende: «Die Rivalität zwischen den Großmächten war Mitschuld an den Kriegen!» Sonst sprach er Gutes und Richtiges, diese Wendung aber, wenn ich mich nicht verhört habe, darf man nicht gelten lassen. Es bestand 1914 so etwas wie ein europäisches Gleichgewicht, nicht übertrieben stabil, und dennoch der Erhaltung des Friedens dienlich. In Frankreich war der Revanchegedanke im Volk nicht eben sehr deutlich spürbar, und gar der ‹Handelsneid› der Engländer war eine Sage. Deutschland hatte keine Rivalen, die darauf ausgingen, es zu demütigen oder gar zu vernichten. Aber sein Streben nach Macht, nach Uebermacht hat die Kriege herbeigeführt, den ersten wie den zweiten. Man lese nur Adolf Gassers Schrift über ‹Deutschlands Entschluß zum Präventivkrieg 1913/1914›. Der deutsche Generalstab hatte ziemlich genau die Daten für die Auslösung des Weltkriegs, den man damals allerdings noch nicht als solchen ahnte, sondern lediglich als Feldzug. «Wenn die Blätter fallen, sind wir wieder daheim», sagte Wilhelm II. Die Plätze an der Sonne des Kolonialsystems waren allerdings so ziemlich besetzt, und Deutschland kam zu spät in den Kreis der Mächte, die auf andern Kontinenten so fest zu sitzen glaubten.

Adolf Gasser führt sehr überzeugend aus, daß die Ermordung des österreichischen Thronfolgers dem deutschen Generalstab ein willkommener Anlaß war, und daß Deutschland seinen Bundesgenossen zum Krieg gehetzt hat. In dem berüchtigten Ultimatum an Serbien gab es zwei Punkte, von denen man wußte, Serbien könne sie nicht annehmen. Und Deutschland war es, das auf diesem Ultimatum in dieser Form bestand. Kaiser Wilhelm schrieb allerdings, als die Serben fast alles annahmen, ‹Da hätte Giesl – der österreichische Gesandte – doch ruhig in Belgrad bleiben können›. Doch die Randbemerkungen des Kaisers sind, wie er selbst gewesen sein mag, widerspruchsvoll, und so findet sich in diesen Weißbüchern sehr oft eine kriegerische Stimmung. Wo aber war da eine Rivalität? Welche andere Großmacht wollte Deutschland verdrängen?

Nicht so überzeugend ist es, wenn Gasser die Wiener Kriegsschuld geringer einschätzt als die deutsche. Es war ja kein Krieg von Industriemächten, sondern das feudale Element führte das Ruder. Und natürlich die Generäle. Graf Berchthold, der k. u. k. Außenminister, war ganz gewiß keine mäßigende Kraft, und Conrad von Hoetzendorf, der österreichische Generalstabschef, noch weniger. Obgleich im Grunde der einzige Krieg, den Oesterreich vorbereitet hatte, der Krieg gegen den italienischen Bundesgenossen war. In Oesterreich hatte man Angst, die ‹Bündnisfähigkeit› könnte geschwächt werden, wenn man sich nicht als der starke Mann erwies, der man nicht war. Dennoch war Oesterreich auch nicht der ‹kranke Mann›, wie man die Türkei nannte. Welch eine Fülle geistigen Lebens strahlte es aus! Daß die Nationen einander nicht liebten, hätte nie zum Krieg geführt. Man kennt auch in unserer Zeit Beispiele dafür, daß Nationen einander nicht lieben und doch an ihrem Zusammenleben festhalten. Masaryk war anfangs nicht für die Zerschlagung der Monarchie gewesen, denn er war kein Panslavist, und seine Liebe für Rußland war, auf politischem Gebiet jedenfalls, recht begrenzt. Er ging zu Kriegsbeginn zum Ministerpräsidenten Körber und fragte: «Wird's nach dem Krieg besser werden?» Worauf Körber, ein kluger Mann, erwiderte: «Besser? Schlechter wird's!» Das war einer der Gründe dafür, daß Masaryk das Land verließ. Und Graf Berchthold kam mit leuchtendem Auge aus der entscheidenden Sitzung und sagte: «Jetzt hat die Armee ihren Willen!» Die Armee! Ein paar Dutzend Generäle, denen eine glänzende Karriere, vielleicht sogar der Maria Theresiaorden winkte! Daß ‹das Volk› in den deutsch-österreichischen Ländern Kriegsbegeisterung zur Schau trug, ist wahr. Man lese die ‹Letzten Tage der Menschheit› von Karl Kraus, um über den Geisteszustand Oesterreichs und daneben auch Deutschlands alles Nötige zu erfahren. Der Menschheit ganzer Jammer faßt einen an.

Die Ungarn, die eigentlich die Außenpolitik der Monarchie beherrschten, waren gar nicht so kriegslustig. Ihr bester Staatsmann, Graf Tisza, war gegen den Krieg und sprach das zynische Wort: «Um einen Kriegsgrund auf dem Balkan werde ich nie verlegen sein!» Allerdings waren es die Ungarn, die immer eine vernünftige Lösung der gesamten Fragen verhindert hatten. Denn es gab Bestrebungen, die aus dem Dualismus der Monarchie einen Trialismus machen wollten, das heißt ein südslavisches Drittel. Der Bischof mit dem nicht gerade urslavischen Namen Strossmayer war der Vorkämpfer dieser Idee, und nach ihm heißen noch heute in Kroatien Straßen. Doch da hätten die Ungarn Kroatien und Slovenien aus ihrem Staatsverband entlassen müssen, und dagegen hätten sie sich bis zur Revolution gewehrt.

Es schadet nichts, wenn man an einem Gedenktag sich auch der länger vergangenen Geschehnisse und Ideen erinnert. Zumal wenn ein so maßgebender und mit Recht geschätzter Staatsmann wie Willy Brandt das Wort von der Rivalität spricht.

Mochte man das Problem des ersten Kriegsausbruchs diskutieren – und wie unendlich groß ist der Kreis des Diskutierbaren! – aber bei dem Zweiten Weltkrieg von Rivalität zu sprechen, ist völlig sinnlos. Keine Macht hat in den Dreißigerjahren mit Deutschland rivalisiert. Man kroch ihm nach, entwürdigte sich, um ‹Peace for our time› zu retten, ließ die Tschechoslowakei im Stich, «ein fernes Land, von dem wir wenig wissen», wie der große Staatsmann Chamberlain sagte. Und so fiel das ferne Land in die deutsche Knechtschaft, um nach sehr kurzem, demokratischem Zwischenspiel in die russische Knechtschaft zu fallen, bei der Sklavenhalter und Sklaven unappetitliche Bruderküsse tauschen.

Die hohe Politik ist im Grunde eine sehr tiefe Politik, und ein Misthaufen von Zufälligkeiten, funktionierenden oder nicht funktionierenden Schußwaffen und Bomben nennt sich Weltgeschichte.

Umso wertvoller ist es, Adolf Gassers Schrift zu lesen, in der auf wenig mehr als zweihundert Seiten die ganze Niedertracht dessen enthüllt wird, was man als Politik bezeichnet.

N. O. Scarpi